

Raúl Krauthausen: Zwischen Sorgenkind und Superkrüppel. Die Geschichte zur Entstehung der SOZIALHELDEN und ihrer Projekte

Vortrag im Rahmen der Ringvorlesung „Behinderung ohne Behinderte?! Perspektiven der Disability Studies“, Universität Hamburg, 28.01.2013

Liebe Anwesende,

vielen Dank für die Einladung ins ZeDiS!

Dies ist eine Premiere und große Ehre für mich.

Wie für viele in diesem Raum besteht ein großer Teil meines Lebens aus Improvisation. Gestern Morgen ist beispielsweise mein Elektrorollstuhl kaputt gegangen. Ich musste also meine Ankunft hierher improvisieren. Schnell eine Begleitung finden und gleichzeitig diesen Vortrag hier zu Ende vorbereiten. Einen Vortrag, den ich gerne so gestalten würde, dass wir gemeinsam eine Mischung aus meinen Erfahrungen und Meinungen mit dem geballten Wissen und Ansichten in diesem Raum hinkriegen.

Bei Fragen, Unklarheiten und Missstimmungen bitte ich euch, mich jederzeit zu unterbrechen.

Meist halte ich Vorträge vor überwiegend Nichtbehinderten. Dabei erzähle ich Anekdoten aus (m)einem “behinderten” Leben. Mir ist klar, dass ihr eine viel höhere Expertise habt. Daher fange ich vielleicht erstmal mit meiner Person an:

Mein Name ist [Raúl](#) Aguayo-Krauthausen, bin 32 Jahre alt, wohne in Berlin Kreuzberg in einer WG und arbeite ca. 60 Stunden die Woche. Geboren bin ich in Lima/Peru. Meine Mutter ist Deutsche, mein Vater Peruaner.

Ich bin seit meiner Geburt behindert ([Glasknochen](#)). Als meine Eltern, damals noch in Südamerika lebend, erfuhren, dass ich eine Behinderung haben werde, entschieden sie sich, nach Deutschland zu ziehen. Die Infrastruktur und Versorgung, so meinten sie, wäre hier besser als in Südamerika. Ich denke, dass sie Recht hatten.

Meinen Eltern verdanke ich, dass sie immer versucht haben, mich so “normal” wie möglich zu erziehen. Sie legten großen Wert darauf, dass ich keine Sonderbehandlung bekam, die sich nur

aus der Tatsache meiner körperlichen Einschränkungen ergab. Keine Benachteiligung, aber auch keine Bevorzugung: Ich sollte als selbständiger Mensch heranwachsen und meine Behinderung als "normal" und nicht als "schlimmes Schicksal" wahrnehmen lernen.

Aber je älter ich wurde, desto häufiger merkte ich, wie mir von meinen Mitmenschen das untrügliche Gefühl gegeben wurde, dass ich anders bin als andere. Neben meiner körperlichen Einschränkung – durch die ich selber nur zu oft erfuhr, was zum Beispiel bedeutet, dass Treppen unüberwindbare Hindernisse für mich sind, während sie für andere selbstverständlicher Teil des Alltags sind – stellte ich oft auch ein verändertes Verhalten meiner Mitmenschen fest. Sie gehen anders mit mir um als mit Menschen ohne Behinderung, sie reagieren verschüchtert, irritiert, bemitleiden mich oder lassen mir übertriebene Fürsorge und Anerkennung zukommen. Neben dem alltäglichen Anstarren erlebe ich entwürdigendes Verhalten, wenn mir über den Kopf gestreichelt oder auf die Schulter geklopft wird. Auf der Straße treffe ich Menschen, die mir Geld zustecken. Es darf vermutet werden, dass diese Behandlung mit darin begründet liegt, dass es im Alltag und durch die Medien zu wenig Kontakt mit Menschen mit Behinderung gibt.

Als bemitleidenswert gelte ich oft aus dem – offenbar von vielen vorausgesetzten – Grund, dass ich es angeblich "so viel schwerer" habe. Dass der Alltag eines Menschen mit Behinderung oft in der Tat "schwerer" oder mit "mehr Aufwand" zu bewältigen ist, spielt dabei eine nebensächliche Rolle. Entscheidend ist, dass mit dem Mitleid unwissentlich Minderwertigkeit ausgedrückt wird. Viele Menschen bemühen sich im Umgang mit Menschen mit Behinderung, nichts falsch zu machen, und wirken manchmal etwas hilflos und verkrampft. Als überkompensatorisches Verhalten dient mitunter übertriebene Freundlichkeit, Fröhlichkeit und Bewunderung. Erfolge in meiner Arbeit wurden aus meiner Sicht mehr gelobt, als es vielleicht bei einem Nichtbehinderten der Fall gewesen wäre. Als ich laut darüber nachgedacht habe, meinen gut bezahlten Job als Programmmanager bei [Radio Fritz](#) zu kündigen, wurde mir aufgeregt der Rat erteilt, dies bloß nicht zu tun – wer könne schon sagen, ob ich noch mal "etwas bekommen" würde.

Allgegenwärtig ist die Erfahrung, nicht gleichwertig wahrgenommen zu werden. Am deutlichsten wird dies, wenn ich in Begleitung unterwegs bin, die grundsätzlich als verantwortliche Ansprechperson wahrgenommen wird und an die Fragen gestellt werden, die eindeutig an mich gerichtet sind. So auch in der Bank, wenn ich in Begleitung meines Assistenten meine Bankangelegenheiten regeln will, aber sämtliche Aussagen und Handlungen der Bankangestellten an meinen Assistenten gerichtet werden und nur er per Augenkontakt adressiert wird. Obwohl er zu keinem Zeitpunkt etwas sagt, auf die Blicke nicht reagiert und nur ich Antworten gebe und Fragen stelle, wird fortgesetzt verweigert, mich als Gesprächspartner zu akzeptieren, selbst

nachdem das Gegenteil offensichtlich geworden ist. Ich habe mein Konto daraufhin bei der Sparkasse gekündigt und bin nun bei einer reinen Online-Bank. Ohne Schalterpersonal!

Diese Formen herabsetzender Behandlung, die rein auf meine Behinderung zurückzuführen sind, zeigen sich auch regelmäßig mit Menschen, die es eigentlich "gut" mit mir meinen. Privaterer Themen wie Sex, Beziehung, Alter und Freizeit werden grundsätzlich ausgeklammert. Zu Geburtstagen werde ich oft nicht eingeladen, bei Partys nicht gefragt und bei Urlaubsplänen außen vor gelassen, weil die peinliche Situation vermieden werden soll, in der gemeinsam erkannt wird, dass die entsprechende Aktivität nicht barrierefrei möglich ist. Ich habe oft das Gefühl, dass Menschen, die in alltäglichen Situationen das Gespräch über meine Behinderung suchen, gerade dadurch eine unangenehme Situation schaffen, dass sie krampfhaft "normal" mit mir umgehen wollen – gerne auch unter explizitem Verweis darauf, dass man sich persönlich schon mit der "Problematik" auseinandergesetzt habe. Meine Behinderung wird dann, gegen meinen Willen, doch zum Thema und mehr, zum Mittelpunkt der Diskussion, obwohl ich persönlich daran nicht immer Interesse habe. In solchen Situationen wurde ich wiederholt mit der Aussage konfrontiert: "Ich finde es toll, wie du mit deiner Behinderung umgehst." Mit dem Gestus, wie schön es doch sei, dass man so offen und ungezwungen über alles reden könne, suhlt man sich in der eigenen Toleranzfähigkeit. Ob ich will oder nicht – ich werde immer und zuallererst mit meiner körperlichen Beschaffenheit identifiziert. Diese Stigmatisierung zeigt sich selbst an dem merkwürdig kollegialen Gruß, mit dem sich "Rollstuhlfahrer" untereinander begegnen, um sich als "Leidensgenossen" zu verbrüdern.

Ich habe – bis zu einem gewissen Grad – gelernt, mich im Kontakt mit unbekanntem Menschen gegen konstante Herabwürdigung durchzusetzen. Dabei hat sich gezeigt, dass ich den ersten Schritt machen muss, damit sich die Situation, die zunächst immer verstockt und unangenehm ist, entspannt. Hauptsächlich kommen dabei Humor, Ironie und Sarkasmus zum Einsatz, um das Eis zu brechen – auch wenn ich dadurch bei den Kollegen als Clown mit ewig guter Laune verschrien bin. Eine subtile Methode der Abwehr ist auch die dezente Provokation durch das Einstreuen "pikanter" Informationen in Nebensätzen: Indem ich selbst die Stichworte liefere, die einem allgemeinen Tabu zu unterliegen scheinen, löst sich die anfänglich immer bestehende Spannung. Ich glaube, dass ich dieses Spiel inzwischen gut beherrsche. Und ich gestehe mir auch inzwischen ein, dass ich auf eine gewisse Art und Weise davon lebe.

Offeneren Formen von herabwürdigendem Mitleid begegne ich mit Kampfeslust. Will ein Busfahrer wegen angeblich bereits bestehender Verspätung die Rampe nicht herausholen, blockiere ich die Tür. Diese Menschen sind nicht in einem besonderen Maß behindertenfeindlich,

sie sind schlicht zu jedem unfreundlich. Auch das kann Inklusion sein. Daher reicht hier der Verweis auf mein verbrieftes Recht. So ist halt Berlin. All diese Formen der "Sonderbehandlung" sind eine grundlegende Lebenserfahrung, die sich bis heute fortsetzen.

Für mich ist das insofern bemerkenswert, dass ich mein Leben lang bemüht war, mich durch meine Taten und meinen Charakter der Welt zu stellen, nicht "als Mensch mit Behinderung". Wegen meiner Behinderung bewertet, gemessen und wahrgenommen zu werden, ist das Letzte, was ich will – mehr noch: Es verletzt mich. Zweifelsohne bedeutet diese Situation ein enormes Spannungsverhältnis, einen ständigen Spagat, weil ich meine Behinderung nicht leugnen (Dachdecker kann ich auch nicht werden) kann oder möchte, ja durch sie sogar bisweilen eine Art "Expertenstatus" habe. Zu hinterfragen wäre, woher diese Unsicherheit *von mir* und der meiner nichtbehinderten Mitmenschen mir gegenüber kommt. Die Antwort ist – so viel lässt sich sagen – vielschichtig und komplex.

Während des Studiums beschloss ich, dass ich keine Sonderrolle einnehmen möchte und schwor mir, kein "Berufsbehinderter" zu werden, der sich die gesellschaftliche Zuschreibung "Behinderter", unter der er leidet, auch noch affirmativ auf die Visitenkarte schreibt. Denn aus der Sicht nichtbehinderter Menschen könnte ein solches Interesse zudem als Selbsttherapie, als überzogener Bewältigungsversuch der eigenen Situation bewertet werden.

Ich wollte nicht einer dieser Vorzeigeminderheitenvertreter sein, den man zu jeder Gelegenheit zum Thema befragt, weil ich "als Behinderter" über Bedürfnisse und Belange von Menschen mit Behinderung so viel besser Bescheid wüsste und für sie sprechen könne. Ich studierte Gesellschafts- und Wirtschaftskommunikation an der UdK Berlin, weil es mir als praxisnahes Studium galt und mich der Konsum und die Produktion von Medien und Werbung interessierten. Ich entwickelte Kampagnen für große Unternehmen und merkte wie nur selten, dass ich auch durch meine Taten respektiert wurde und nicht nur durch die Tatsache meiner Behinderung.

In dem Glauben, die Beschäftigung mit dem Kapitel Behinderung für mich abschließen zu können, habe ich mit meiner Diplomarbeit (Analyse der Darstellung von Menschen mit Behinderung im deutschen Fernsehen) versucht, eine Verbindung zwischen meinen medienwissenschaftlichen Studien und meiner höchst persönlichen Lebens- und Erfahrungswelt herzustellen.

Die Arbeit

Doch das Thema lässt mich auch nach dem Studium nicht los. Gemeinsam mit meinem Cousin hatte ich schon als Kind verrückte Ideen. Unser größter Traum war es, gemeinsam einmal etwas zu gründen. Nur was?

Da ein Teil unserer Familie südamerikanische Wurzeln hat und ich behindert bin, wurden wir schon früh für soziale Probleme wie Armut, soziale Abhängigkeit und Mitleid sensibilisiert. Also beschlossen wir beide, uns sozial zu engagieren. Mit dem was wir konnten: Ideen haben und mit Freu(n)de(n) umsetzen.

2004 fiel dann der Startschuss. Parallel zu RTLs Castingshow "Deutschland sucht den Superstar" fragten wir uns, ob man nicht auch mal etwas "Sinnvolles" casten könnte. Gemeinsam mit einem Berliner Radiosender starteten wir [die Suche nach dem SuperZivi](#). Es ging um einen Zivi für mich. Die Aktion war ein voller Erfolg. Über 150 SuperZivi-Kandidaten bewarben sich und der Gewinner wurde tatsächlich mein Zivi.

Nach dieser Aktion war uns klar: Es muss weitergehen. Es galt anschlussfähig zu bleiben. Von da an sind wir ein gemeinnütziger Verein: Die SOZIALHELDEN.

Warum der Name SOZIALHELDEN?

Wir wollen soziales Handeln nicht mit Mitleid, erhobenem Zeigefinger oder schlechtem Gewissen verknüpfen. Sondern mit Leidenschaft und Spaß. Als studierter Werber habe ich gelernt: Damit soziales Engagement Spaß macht und die nötige Freude hervorruft, braucht's ein Fünkchen Ironie, ein bisschen Querdenkerei, einen Tick Andersherum und einen provokanten Namen. Einer, der sich irgendwie einprägt.

Natürlich kann jeder ein Sozialheld sein. Denn in jedem schlummern verborgene herausragende Talente, Ideen und Taten. Dafür braucht es keine Marke.

Für uns ist der Name einfach Mittel zum Zweck: Aufmerksamkeit erregen, laut sein, gesehen werden.

Helden

Wenn wir an Helden denken, dann denken wir an Superman, Spiderman, Catwoman usw. Es gibt aber auch das Wissenschaftsgebiet der Heldenforschung.

So sorgte der Psychologie-Professor [Philip Zimbardo](#) 1971 mit seiner als [Stanford-Prison-Experiment](#) bekannt gewordenen Untersuchung für Aufregung, als er das Gewaltverhalten des Menschen untersuchte. 24 normale College-Studenten wurden zufällig als Gefängniswärter oder Gefangene in einem „Gefängnis“ ausgewählt. Die Studenten lebten sich dort mehr und mehr in ihre Rollen ein, die „Wärter“ wurden immer sadistischer und die Gefangenen wurden immer passiver und zeigten Anzeichen extremer Depressionen. Das Experiment sollte zwei Wochen andauern, wurde aber bereits nach sechs Tagen abgebrochen. Es führte zu Theorien über die Wichtigkeit der sozialen Umgebung in der individuellen Psychologie. Zimbardo gelang es mit diesem Experiment, die „Banalität des Bösen“ im Menschen zu ergründen und weite Teile des Mitläufertums der Deutschen im 3. Reich zu erklären. Schockiert und deprimiert von den Erkenntnissen und der jahrzehntelangen Forschung an diesem Gebiet, suchte Zimbardo nach Mitteln, wie er die Psychologie nutzen konnte, um Menschen zu helfen.

Seitdem erforscht er „Die Banalität des Guten“ und gründete die Shyness Clinic in Kalifornien, die Schüchternheit bei Kindern und Erwachsenen behandelt. Seine Forschung über dieses Thema führte auch zu mehreren Büchern und ebnete das Feld der „Heldenforschung“.

Im Prinzip unterscheidet er verschiedene Arten von Helden voneinander:

Es gibt die bezahlten Helden (Feuerwehrmänner und -Frauen, Ärzte, Lehrer, Soldaten etc.)

Und es gibt die unbezahlten Helden des Alltags. Jene, die aus dem Affekt handeln und manchmal dabei auch ihr Leben riskieren, um Ungerechtigkeit zu verhindern.

Diese Helden handeln meist freiwillig, für andere, gehen hohe Risiken ein und tun dies in diesem Moment ohne Erwartung.

Zitat Zimbardo:

“Helden widerstehen der Versuchung, die eigene Tatenlosigkeit zu rechtfertigen.”

Dass das Wort „Held“ in diesem Land eher negativ konnotiert ist, ist uns natürlich auch bewusst. Deswegen haben wir das Wort „Sozial“ davor gehängt.

Wir wollen Menschen, auch uns selber, für gesellschaftliche Probleme sensibilisieren und zum Umdenken bewegen.

Es reicht nicht, bloß eine Idee zu haben, sondern man braucht auch die Kraft und Geduld, sie umzusetzen.

Die Methodik

Wir arbeiten nach der Methode des Design Thinkings. Normalerweise kommt Innovation aus zwei Richtungen. Entweder aus der betriebswirtschaftlichen Richtung (Der Umsatz muss gesteigert werden!) oder aus der technologischen (Man kann XY jetzt bauen, wie verkaufen wir das am besten in einem Produkt?). Selten aber aus der Sicht der Nutzer (Was braucht der Mensch?). Nur wenige, die sich mit dem Thema Innovation beschäftigen, stellen sich diese Frage: Was braucht der Mensch? Wahrscheinlich liegt es daran, dass das, was der Mensch braucht, nicht immer auch das ist, was der Unternehmer gerne verkaufen würde.

Wer fragt denn nun ernsthaft, was der Mensch braucht? Meistens Hilfsorganisationen und gemeinnützige, wohltätige Projekte. Aber sind diese dann auch immer innovativ? Was heißt Innovation? Innovation ist meist etwas, was vorher noch nie existierte. Etwas, das man am Anfang eines Projektes nicht vorhergesehen hat, weil man sich iterativ dem Problem und seiner Lösung genähert hat. Und genau das ist Design Thinking. Das Verfahren orientiert sich an der Arbeit von Designern, die als eine Kombination aus Verstehen, Beobachtung, Ideenfindung, Verfeinerung, Ausführung und Lernen verstanden wird. Ein Prozess, der sich immer wieder wiederholt und mit der Zielgruppe, für die man das eigentliche Problem lösen möchte, regelmäßig testet und verfeinert.

Hier zwei Beispiele aus unserer Praxis:

a) Wheelmap.org

Mein Kumpel Holger war oft genervt davon, dass wir uns ständig im gleichen Café trafen, dass er sich jedes Mal vornahm, sich zu merken, wo wir uns noch rollstuhlgerecht in seiner Nachbarschaft treffen könnten. Aber als Fußgänger achtet man ja nicht so drauf, wo es am Eingang Stufen/Treppen gibt und wo nicht. Und wenn er mal darauf achtete, vergaß er es Tage später wieder.

Da wir beide gerne am, im und mit dem Internet arbeiteten, kam uns die Idee, eine Plattform zu bauen, mit der man dieses Problem behandelt. Die Idee zur Wheelmap war geboren.

Die [Wheelmap](#) ist eine Karte für rollstuhlgerechte Orte. Hier kann jeder Orte finden, eintragen und über ein Ampelsystem bewerten – weltweit. Die seit 2010 verfügbare Karte soll Rollstuhlfahrern und Menschen mit anderen Mobilitätseinschränkungen helfen, ihren Tag planbarer zu gestalten. Aktuell sind über 300.000 Cafés, Bibliotheken, Schwimmbäder und viele weitere öffentliche Plätze erfasst. Täglich kommen rund 200 neue Einträge hinzu. Die Wheelmap ist als kostenlose App auch für mobile Endgeräte verfügbar. So kann die Karte unterwegs bequem über das Smartphone genutzt werden.

Inzwischen ist die Wheelmap fast 3 Jahre alt und die größte Datenbank zu diesem Thema geworden. Viele Medien haben über uns berichtet. Sehr wohlwollend zwar, aber leider nicht immer so, wie wir es als selbstbewusste Menschen mit und ohne Behinderung gerne gelesen hätten.

90 % des Wissens, das Nichtbehinderte über Menschen mit Behinderung haben, haben sie aus den Medien. Wenn man das weiß, dann folgt daraus natürlich, dass Medien eine große Verantwortung haben. Nur, wie kann man Journalisten dafür sensibilisieren?

Zwei Wochen vor den Paralympics starteten wir das Onlinenachschlagewerk „Leidmedien.de“.

b) Leidmedien.de

„[Leidmedien.de](#)“ ist eine Internetseite für Journalistinnen und Journalisten, die über Menschen mit Behinderungen berichten wollen. Aus der Sicht von Menschen mit Behinderungen, behinderten und nichtbehinderten Medienschaffenden, haben wir Tipps für eine Berichterstattung aus einer anderen Perspektive und ohne Klischees zusammengestellt.

Medien schaffen Wirklichkeit – Journalistinnen und Journalisten wissen das und bedienen sich leider dennoch häufig einseitiger Sprachbilder, Floskeln und Klischees. Formulierungen wie „an den Rollstuhl gefesselt“ oder „leidet an“ lassen negative Bilder im Kopf entstehen, die das öffentliche Bild behinderter Menschen prägen. Für sie heißt das, dass sie oft nur als Leidende, Opfer oder Helden wahrgenommen werden. Andere Lebensbereiche rücken in den Hintergrund, zugunsten von „Schubladen“, in die das Leben vieler behinderter Menschen nicht hinein passt. Statt ausgewogen zu informieren, festigen die Medien das verbreitete Bild von Behinderung: Das schwere Schicksal, das überwunden werden muss – obwohl viele Menschen gerne leben, gerade auch mit ihrer Behinderung.

In einer Zeit, in der die Vereinten Nationen die Menschenrechte behinderter Menschen bekräftigen und viele Staaten gemeinsam an einer inklusiven Gesellschaft arbeiten, spielen die Medien eine besondere Rolle. Sie können informieren und aufklären – statt weiter Vorurteile und Stereotypen zu prägen. Das ist gerade in Deutschland wichtig, wo behinderte und nichtbehinderte Menschen noch zu oft in getrennten Welten leben, lernen und arbeiten. So haben auch nur wenige Journalistinnen und Journalisten Menschen mit Behinderung in ihrem Bekanntenkreis – und bedienen sich der Klischees, aus Unwissenheit und im Zeitdruck der alltäglichen Arbeit. Mit unserem Streifzug durch die behindernde Sprache wollen wir niemanden belehren. Wir wollen keine Dogmen über „richtige Sprache“ aufstellen, sondern sensibilisieren, Ideen und Anregungen geben. Zum Beispiel: Zu prüfen, ob die Geschichte mit dem behinderten Protagonisten überhaupt eine Geschichte ist oder Nachrichtenwert hat. Inklusion heißt auch, erst einmal danach zu fragen, was eine Person macht, denkt oder sagt, und erst dann danach, was sie ist. Schließlich werden behinderte Menschen oft viel weniger von ihrem Körper geprägt, als von der Welt, in der sie leben – mit all ihren Barrieren und gesellschaftlichen Behinderungen.

Disability Mainstreaming

Heißt Inklusion nicht auch, dass auch Nichtbehinderte ein Recht darauf, mit Menschen mit Behinderung zusammenzuleben? All die vorgestellten Projekte verfolgen die Idee des “Disability Mainstreamings”. D.h. wir wollen das Thema Behinderung dahin tragen, wo es bisher noch so gut wie gar nicht gedacht wurde: Im Mainstream. Wie müsste ein Produkt/eine Seite/ein Service für/von/mit Menschen mit Behinderung aussehen, damit sich auch Nichtbehinderte damit befassen?

Wir wissen, dass wir nur kleine Steine im großen Puzzle der Inklusion sind und wollen am Liebsten auch Dinge lösen. Unsere neuen Projekte [“Tausend und eine Rampe für Deutschland”](#) sowie eine [Vortragsreihe für Architekten zum Thema Barrierefreiheit](#) sind ein kleiner Anfang. Wie könnte man die Inklusions-Idee weiter treiben? In Datingportale? In Jobbörsen? Auf Reisen? In den Medien? Warum gibt es keine behinderten Schauspieler, warum sind so wenig behinderte Menschen in der Politik etc.?

Die Antworten können wir nur gemeinsam finden. Zum Beispiel hier. Vielen Dank für die Aufmerksamkeit und gibt es Fragen oder Antworten?